

aus denen sie besteht (ebd.).<sup>92</sup> Auf diese Weise das in Frage stehende Objekt als fabriziert und künstlich herauszustellen, soll diesem nicht abträglich sein, sondern es im Gegenteil stärken, nach dem Motto: Wenn man im Detail nachvollziehen kann, wie es gebaut wurde und dass es gut gebaut wurde, dann muss man es auch nicht mehr anzweifeln und mit den Waffen der Kritik zerstören wollen. Dieses »den Finger auf die Institution Zeigen«, das bisher eher »als Waffe zu deren Kritik« (ebd.) gedient hat, soll also positiv gewendet und zu einer Beschreibung der Institution von innen heraus werden, um so das Vertrauen in die Institution wiederherzustellen (vgl. ebd.: 35f.). Es bedarf also einer Ethnografie der Arbeitspraxis der Stadtverwaltungen, die den Finger auf die Verwaltung zeigt: Beamte, Bürokraten und Verwalter rehabilitiert man, indem man näher an sie heranrückt, die Stätten ihrer Praxis aufsucht und so – aus der Erfahrung des Verwaltens und bürokratischen Organisierens heraus – das »wesentliche Gut, [...] das in Ehren zu halten wir lernen müssen« (Latour 2016b: 11), herauspräpariert.

## 2.6 Woran die Informanten besonders hängen – Stadt(-plätze) und Werte

### 2.6.1 Urbanen Assemblagen ihre Farbe zurückgeben: Die Anthropologie der Modernen als Untersuchung über die Werte

Latour bezeichnet sein Projekt einer Anthropologie der Modernen auch als eine »Wissenschaft der Werte« (Latour 2014: 620). Der heimgekehrte Anthropologe hat es sich »in den Kopf gesetzt [...], das Wertesystem der »westlichen Gesellschaften« zu rekonstruieren« (ebd.: 66). Er erkundet, was den Modernen »wirklich wichtig ist« (ebd.: 90, Herv. i. O.), die »Werte [...], an denen [s]eine Informanten zu hängen scheinen« (ebd.: 39f.). Aus den Institutionen der Gesellschaft werden bei Latour zu instaurierende Werte: Indem er einer jeweiligen Praxis (etwa der von Wissenschaftlern oder von Richtern) folgt, zeichnet er zugleich auch die Passage von »Wertobjekte[n]« (Latour 2016b: 151, Herv. i. O.) (Wahrheit oder Recht) nach. Latour macht zugleich deutlich, dass und inwiefern sich diese in »Existenzweisen« unternommene »Untersuchung über die Werte« (ebd.: 51) von der früheren Ausrichtung von Netzwerk-Analysen unterscheidet (vgl. ebd.: 75ff.). Die Differenz lässt sich anhand der in Kapitel 1 angeführten Mahnung verdeutlichen, die Gasleitung nicht mit dem Gas zu verwechseln, das durch die Leitungen fließt. Im Netzwerk-Modus rekonstruiert man, wie erläutert, die Einrichtung der Gasleitung.

92 Latour bezieht sich hier auf die die Verteidigungsstrategie des Klimaforschers, der angesichts der Zweifel, die der Wissenschaft entgegengebracht werden, auf die »Ausrüstung« (2014: 33) des Klimaforschers zu sprechen kommt: auf »das komplexe System der Überprüfung der Daten, Artikel und Berichte [...], das Prinzip der Beurteilung durch die *peers*, das riesige Netz der Beobachtungsstationen, der Treibbojen, der Stelliten, der Computer« (ebd., Herv. i. O.). Im Namen der Wiederherstellung des Vertrauens in die Institution schildert er ihre Praxis, »die er [...] von innen kennt und praktiziert« (ebd.: 36). Die Sichtbarmachung der Institution wird zur ihrer »Stütze« (ebd.). Diese Verteidigungsstrategie ist also eine Variante von Latours »je konstruierter, umso realer«-Argumentationsfigur: Das Offenlegen der Fabrikation »zielt [...] nicht darauf, die Forschungsergebnisse in Zweifel zu ziehen, sondern darauf, die Sicherheit zu erlangen, daß sie valide, robust sind und geteilt werden.« (Ebd.: 34)

Das durch die Leitungen zirkulierende Gas dagegen ist die »Folge dieser Einrichtung« (ebd.: 76). Latour überträgt diese Metapher von technischen Netzen, die uns mit »einem bestimmten Typ von Ressource« (ebd.) versorgen, auf seine Institutionen-Analyse, indem er anmerkt, »daß es sich mit den Werten ebenso verhält« (ebd.) wie mit dem Gas: Es werden Netzwerke eingerichtet und Leitungen gelegt, die uns kontinuierlich »mit Wissenschaft, Religion, Ökonomie etc.« (ebd.: 77) versorgen. Dabei bestehe (beispielsweise) »das Recht genauso wenig ›aus‹ Recht wie die Gasleitung ›aus‹ Gas« (ebd.: 76). Die Netzwerke der Institution des Rechts stellen zwar eine »Versorgung ›mit Recht‹« (ebd.) sicher, bestehen aber aus Gebäuden, Sitzungssälen, Schreibtischen, Papierstapeln, Büchern, Richtern, die Aktennotizen verfassen und mündliche Argumentationen vortragen, und vielem mehr.

Latour diagnostiziert nun ein Defizit des Netzwerk-Begriffs: Die Netzwerk-Analyse »für sich allein« bleibt »unzulänglich«, da es ihr nicht gelingt, »die Werte genauer zu bestimmen, die in den Netzwerken zirkulieren.« (Latour 2014: 78) Der Netzwerk-Begriff erweist sich zwar als besonders stark darin, all die heterogenen Komponenten aufzuspüren, die für das Knüpfen eines Netzes notwendig sind. Bei dem Versuch jedoch, die Natur dessen zu bestimmen, was das Akteur-Netzwerk hervorbringt, führt er in eine »Sackgasse« (ebd.: 77). Im Netzwerk-Modus wird zwar aufgedeckt, dass die Institution »voller entsetzlich materieller und weltlicher Elemente steckt« (ebd.: 34), der von ihr getragene Wert jedoch bleibt »ungreifbar« (ebd.: 78) und entzieht sich einer positiven Bestimmung. »Existenzweisen« versteht sich dabei als eine ebensolche »positive Untersuchung« (ebd.), die eine Bestimmung der Wertobjekte – also: der »Wesen der Referenz« (ebd.: 602), der »Wesen der Fiktion« (ebd.: 331), der »Wesen der Technik« (ebd.: 297), der »Wesen der Politik« (ebd.: 508) usw. – vornimmt.<sup>93</sup> »Den Kühen ihre Farbe zurückgeben« (Latour 2013b) ist Latours Formel für diese Ergänzung der Akteur-Netzwerk-Analyse um eine Thematisierung von Werten, denn zeichnet man allein Akteur-Netzwerke nach, bleiben »wie Hegel sagt: Alle Kühe [...] grau« (ebd.: 96). Der Netzwerk-Begriff erlaubt es, den Assoziationen zu folgen, nicht jedoch, diese zu qualifizieren (vgl. ebd.). Latour verdeutlicht dies wiederum am Beispiel von Wissenschaft und Recht: Akteur-Netzwerke nachzuzeichnen bedeutet in beiden Fällen, auf die heterogene Zusammensetzung der Praxisformen aufmerksam zu machen: »Die Wissenschaft als Institution besteht aus x verschiedenen Dingen« (ebd.: 94); »Recht setzt sich aus tausend Sachen zusammen« (ebd.: 97). Und dennoch muss man von dieser Bestandsaufnahme aus dahin gelangen können, die Praktiker zu respektieren, wenn sie sagen: »Das ist nicht wissenschaftlich« (ebd.: 96); »nun werden wir versuchen, Recht herzustellen« (ebd.: 97). Den Kühen die Farbe zurückgeben heißt, die »Unterschiede« (ebd.) und spezifische Eigenart der Existenzmodi (oder auch: »Wertsphären«, »Felder«,

93 An dieser Stelle wird besonders deutlich, warum »Existenzweisen« als »differenzierungstheoretische Wende« (Laux 2016) Latours gelesen wird. Dem Netzwerk-Modus kommt es auf die Heterogenität der jeweiligen Praxisformen an und ist damit ein grenzüberschreitender und entdifferenzierender Analysemodus. Mit der Frage nach den Werten wird ein differenztheoretisches Moment in die Analyse wieder eingeführt, denn der Anthropologe folgt hier seinen Informanten und nimmt sie ernst, wenn diese auf der Besonderheit ihrer jeweiligen Praxis und damit auf der »Spezifität« (Latour 2014: 57) der Werte insistieren, »die nicht verwechselt werden dürfen« – darauf scheinen [die] Informanten zu bestehen« (ebd.: 76).

›Funktionssysteme‹ ...) herauszustellen, auch wenn man – in Netzen denkend – »anerkennt, dass es ein Gemisch ist« (ebd.).<sup>94</sup>

Im Folgenden soll es aber nicht um eine Rekonstruktion der von Latour aufgelisteten Wertobjekte der Modernen gehen, sondern um eine Übertragung der Argumentation auf das Thema Stadt: Demnach gälte es, auch den heterogenen urbanen Assemblagen ihre Farbe zurückzugeben. Im Netzwerk-Modus beschreibt man die Fabrikation der Stadt als ein Aneinanderknüpfen aller möglichen Elemente – von Recht, Technik, Kunst, Ökonomie, Natur, Politik und anderem mehr. Urbane Assemblagen sind Mixturen, und diese Mixturen sind insofern gleichermaßen grau, als alle der beschriebenen Assemblagen »auf die genau gleiche Weise ein Netzwerk-Akteur [sind]« (Latour 2013b: 96). Man kann also mit der Akteur-Netzwerk-Theorie die Produktion der Stadt als ein Knüpfen von Netzwerken nachzeichnen, aber nicht die dabei entstehenden Produkte qualifizieren. Die Fabrikation von Städten bleibt eine neutrale schwarz-weiß Angelegenheit, dabei ist doch in städtebaulichen Diskursen gerade die Frage relevant, ob auch gut gebaut, geplant und gestaltet wurde. Der Aspekt der Qualifizierung ist insbesondere in der Diskussion um öffentliche Stadträume relevant: Diese unterscheiden sich nämlich hinsichtlich ihres tatsächlichen Öffentlichkeits- oder auch Urbanitätsgrades. Ein Platz kann so gestaltet sein, dass bestimmte unerwünschte Gruppen von vornherein von der Nutzung ausgeschlossen werden; er kann aufgrund eines Planungs- und Designfehlers leer und verwaist bleiben. Er ist dann weder richtig öffentlich (im Sinne von inklusiv, für jedermann öffentlich zugänglich) noch richtig urban (im Sinne von belebt, vielfältig genutzt). Einer urbanen Assemblage bzw. einem öffentlichen Raum lässt sich ebenso wie den anderen Existenzmodi eine »Präposition« (vgl. Latour 2014: 104f.), ein *qualifier* voranstellen, der ihn als ›öffentlich‹ oder ›urban‹ ausweist. In Anlehnung an Latour kann man also die Frage nach den ›Wesen der Stadt‹, den ›Wesen der Öffentlichkeit‹ oder auch den ›Wesen der Urbanität‹ aufwerfen und im Rahmen einer empirischen Philosophie (bzw. einer Ethnografie der Praxis) zu beantworten suchen.<sup>95</sup>

Dass es sich beim Städtebau um eine Praxisform handelt, die etwas Wertvolles instituiert, wird durch die vielen Verfallserzählungen deutlich, in denen die Praktiker den Verlust von Öffentlichkeit, Urbanität oder dem Städtischen schlechthin beklagen.

94 Latour äußert sich explizit nur zu Niklas Luhmanns Ansatz (vgl. Latour 2013b: 92ff.), dem er vorwirft, dass sein differenzierungstheoretischer Ansatz letztlich noch der Vorstellung von abgetrennten und einheitlichen Bereichen verhaftet bleibe (vgl. ebd.: 94). Latour sieht den Vorteil seines (differenzierungstheoretischen) Konzepts der Existenzmodi gerade darin, »dass sie vom Konzept des Akteur-Netzwerks die Möglichkeit übernehmen, diese Bereiche zu durchqueren und sie nicht als geschlossene Situationen anzunehmen.« (Ebd.) Man solle bei der Differenzierung der Modi »nicht verlernen [...] was man vom Netzwerk-Akteur gelernt hat, also dass es sich in einer bestimmten Situation der Technik, des Rechts etc. nicht um Bereiche handelt. Die Situation setzt sich aus allen möglichen, völlig heterogenen Assoziationen zusammen« (ebd.: 95). Latours theoretische Lösung dafür, Netze und Existenzweisen bzw. Mischung und Unterschiede zusammendenken zu können, führt über sein Konzept der »Kreuzung« der Modi (vgl. Latour 2014: 22, 111f.): Diese treten in »Existenzweisen« niemals alleine auf, sondern immer in Kombinationen und Verkettungen mit anderen Modi, so dass allein schon aufgrund dieser Theorieanlage die Vorstellung von homogenen Bereichen gewissermaßen ›durchkreuzt‹ wird.

95 Latour fordert den Leser geradezu auf, auch andere Wertobjekte, »andere Kandidaten« (Latour 2014: 645) als die von ihm aufgelisteten vorzuschlagen (vgl. ebd.: 22f., 644f.).

Mit Latour lassen sich diese Verlustanzeigen auch so lesen, als sei hier die Passage eines Wertobjekts nicht gelungen. Richard Sennett diagnostiziert bekannterweise eine »Krise der öffentlichen Kultur« (Sennett 2008: 455) und spricht vom Ende einer »allgemein geschätzten Lebensweise« (ebd.: 453). Gemeint ist die urbane Lebensweise, die – genauso wie »urbane Mentalität und Liebe zur Stadt« (ebd.: 463) – wieder »lebendig« (ebd.) werden soll. Auch der Essay- und Fotoband über die »gemordete Stadt« (Niggemeyer/Siedler 1978) beklagt den »Verlust, den die städtische Kultur Europas mit dem Untergang der Städte durch die moderne Siedlungsplanung erleidet« (Siedler 1978a: 9). Hans-Paul Bahrdrdt wirft die Frage auf, »ob die heutigen Städte in ihrer baulichen Gestalt noch eine Chance für eine von ›Urbanität‹ gekennzeichnete ›städtische Öffentlichkeit‹ bieten« (Bahrdrdt 2003: 379) und meldet angesichts der von ihm diagnostizierten »Denaturierung der baulichen Voraussetzungen für die Entfaltung von Urbanität« (ebd.: 380) Zweifel diesbezüglich an: »Bauformen« waren »früher einmal ›urbanitätsfördernd« (ebd.: 379) und der öffentliche Raum der Straßen und Plätze »der Boden, auf dem das gedeiht, was wir einen urbanen Lebensstil nennen.« (Ebd.: 380) Das Interesse der Stadtplaner und Städtebauer solle sich daher auf die »Wiederbelebung von Urbanität« (ebd.: 381) richten. Auch Thomas Sieverts meint, die Urbanität sei tot (vgl. Sieverts 2000: 171) und müsse durch eine »neue Urbanität« ersetzt werden, »wenn unser Leben nicht verarmen soll« (ebd.). Vor allem den »öffentliche[n] Raum der Straßen und Plätze« gelte es seinem »Bedeutungsverlust« zu entreißen und »als kostbares Erbe der Europäischen Stadt [zu] verteidigen« (Sieverts 2003: 239), »zu erhalten und zu schützen« (ebd.: 242). Diese und weitere, ähnlich lautende Positionen legen nahe, dass man es hier mit einem Wertobjekt zu tun hat, an dem die Informanten besonders hängen.

»Wirklich wichtig« scheinen dabei vor allem auch Stadtplätze zu sein. Sie werden als prototypische, gleichsam identitätsverbürgende Gestaltelemente der europäischen Stadt gehandelt (vgl. Selle 2004: 131; Siebel 2004: 31f.), die Anteil an der »bauliche[n] Formung der urbanen Lebensweise« (Siebel 2004: 16) haben. Siedlers Städtebaukritik behauptet nicht nur den »Untergang des eigentlich Städtischen« (Siedler 1978a: 9), sondern stimmt auch ein »Requiem« (ebd.: 13) für den im Zuge des Wiederaufbaus »ruinierten« und »zerstörte[n] Platz« (Siedler 1978b: 193) an. Plätze, »die einst [...] Reichtum und Stolz des Gemeinwesens ausmachten«, wurden in der Nachkriegszeit der Automobilität »geopfert« (ebd.). Die von Siedler geforderte »Wiederherstellung von Platzräumen« (ebd.: 194) wurde dann in den 1980er Jahren zum städtebaulichen Leitbild: Hier wurden die »Qualitäten der öffentlichen Räume der Stadt des späten 19. Jahrhunderts [...] wiederentdeckt« (Bodenschatz/Polinna 2010: 11) und damit auch die »Qualitäten der [...] Stadtplätze« (ebd.: 16). Das Projekt einer »Platzrekonstruktion und Wiederherstellung des Stadtraums« stand dabei im Kontext »der Debatte um [...] Urbanität, um Platzräume, denen erneut eine Wichtigkeit zuerkannt werden sollte, die ihnen während der Ära des modernen Städtebaus abgesprochen wurde.« (Ebd.: 65)<sup>96</sup>

96 Dass auch die Stadtbewohner an ihren Plätzen hängen, macht folgender, von 2016 stammender »Nachruf« auf einen Platz deutlich – ein im öffentlicher Stadtraum hängender Zettel, der fotografiert und in den »Notes of Berlin«-Kalender aufgenommen wurde (Kalenderblatt vom 03. März 2018). Der Text lautet: »Weissensee trauert um den Pistoriusplatz \*1931 †2016. Du warst Sichtachse zum Kreuzfuhr und einem denkmalgeschützten Gebäudeensemble, Lichtbringer und hoch unterschätzt. Du warst mit deinem Potential mehr als ein Parkplatz. Entschlüsse der BVV für eine

Klaus Selle ist in seiner Erörterung öffentlicher Räume um eine Entdramatisierung der »kulturopessimistischen Betrachtungen über das Ende der ›europäischen Stadt‹ oder den Verfall von ›Urbanität‹« (Selle 2003b: 43) bemüht (vgl. ebd.: 43ff.; Selle 2004: 138ff.). Der These vom vermeintlichen Funktionsverlust des öffentlichen Raums wird dadurch begegnet, dass auf neue Nutzungen und »andere Huldigungen« (Selle 2004: 133) aufmerksam gemacht wird: »Die Aktivitäten in öffentlichen Räumen nehmen nicht ab, sondern eher zu.« (Ebd.) Eine Relativierung der Verfallserzählung nimmt Selle auch dadurch vor, dass die europäische, alte Stadt des 19. Jahrhunderts und die besondere Form von Urbanität, die mit ihr assoziiert wird, als romantisierende Ideale, als rückwärtsge wandte, verklärende »Illusionen und Projektionen« (Selle 2003b: 75) entlarvt werden. In Kontrast zum »endzeitliche[n] Tenor« (ebd.: 73) vieler Abhandlungen bestehe also kein »Anlass [...] zu Grabgesängen« (Selle 2004: 145). Das Bild vom Verfall und Ende möchte Selle lieber durch das des »kontinuierlichen Wandels« (ebd.) ausgetauscht wissen: »Es entsteht [...] das Bild vom ›Großen Bruch‹: Europäische Stadt, Urbanität und Öffentlichkeit einst – und was davon blieb. Viel plausibler erscheint jedoch ein Bild vom ständigen Wandel [...]. Geht man von einem solchen Bild aus, ließe sich die Sicht auf heutige Veränderungen deutlich ›entdramatisieren‹« (Selle 2003b: 78). Anstatt von einem unwiederbringlichen Verlust sei vielmehr von der »Banalität des Wandels« (ebd.: 72) auszugehen, also von einem »Prozess des permanenten Funktionswandels, des Um- und Neudefinierens dessen, was städtische Öffentlichkeit ist und Nutzung öffentlicher Räume sein kann« (ebd.: 78). Der gegenwärtige Zustand wäre eben nur ein »Ausschnitt [...], an dessen Ende eine neue Etappe des Funktionswandels ihren Anfang nähme.« (Ebd.)

Dieses Bild kommt Latours Vorstellung von Trajektorien und der ständigen Wiederaufnahme der Objekte sehr nahe. Und dennoch muss auch durch den banalen Wandel hindurch etwas bewahrt werden oder – um mit Latour zu sprechen – über eine »Reihe von [...] Diskontinuitäten [...] passieren« (Latour 2014: 502, Herv. i. O.). Latours Metapher hierfür ist die eines Hürden- oder Staffellaufs (vgl. ebd.: 168): Der Staffelstab (das Wertobjekt, das zu instaurierende Wesen) wird durch Pässe weitergetragen – ein »riskante[r] Parcours« (ebd.), für den grundsätzlich gilt: »Es kann schiefgehen.« (Ebd., Herv. i. O.) Die Diskussion um die europäische Stadt ist auch dem Versuch geschuldet, bestimmte Eigenschaften und Merkmale dieses spezifischen Typs an Stadt zu identifizieren und diese weiterzutragen. Als Träger »einer besonderen, eben urbanen Lebensweise« (Siebel 2004: 14) und des normativen »Ideal[s] bürgerlicher Öffentlichkeit als durchgesetzter Demokratie« (ebd.: 15) rückt die europäische Stadt als Wertobjekt in den Fokus, um dessen Instaurierung man sich sorgt, wenn die Frage nach ihrer »Zukunftsfähigkeit« (ebd.: 12) aufgeworfen wird.

Wichtig ist festzuhalten, dass über die Thematisierung von Werten der Theorieansatz Latours explizit um eine normative Dimension erweitert wird, mit der sich an eine normativ ausgerichtete städtebauliche Diskussion anschließen lässt. Allerdings nimmt diese normative Stoßrichtung Latours eine recht spezifische Form an: Sie präsentiert

---

hochgeschossige und verriegelnde Bebauung führten Deinen Tod herbei. Du bist nicht mehr ein Platz. Wir bewahren dich in ehrendem Gedenken.«

sich nicht als Kritik gesellschaftlicher Zustände oder als kulturpessimistisches Lamento, sondern wird über die von den Praktikern selbst aufgeworfene Frage nach dem gut oder schlecht Eingerichteten in das Soziologie-Programm geholt. Der Latour'sche Ansatz vernimmt nicht nur Grautöne, sondern will im Anschluss an die Informanten auch »vom gut Gemachten sprechen« (Latour 2014: 27). Bei jeglicher Praxis kann dabei von »guter und schlechter Konstruktion« (Latour 2013: 195) gesprochen werden – ob es sich um die Konstruktion technischer Objekte, um die Fabrikation von Fakten, des Rechts oder eben auch der Stadt handelt. Alle Praktiker schrecken diesbezüglich nachts aus dem Schlaf hoch (vgl. Latour 2014: 237): »Schlaflosigkeit« befällt den Künstler, der sich über einen »verpfuschte[n] Bühnenauftritt« oder einen »unglückliche[n] Schnitt zwischen zwei Filmsequenzen« Gedanken macht (ebd.: 500), den Architekten, den die Frage nach der Qualität seines Artefakts umtreibt (vgl. ebd.: 235), den Richter, der sich »fragt, ob er gut geurteilt hat« (ebd.: 259) sowie auch den Forscher, der nachts aufwacht, »von Angst gequält, ob er sein Experiment schlecht aufgebaut hat« (ebd.: 500). Auch im Bereich des Städtebaus stellt sich, wie erläutert, die Frage, ob »gut entworfen, gut gebaut, gut geplant« oder ob »schlecht entworfen, geplant oder gebaut wurde« (Latour 2003: 194, Herv. i. O.). Dass es bei solchen Fragen auch um Werte geht, macht Latour anhand seiner Erläuterungen zum Design-Begriff deutlich, der »notwendig eine *ethische Dimension* beinhaltet, die verbunden ist mit der [...] Frage nach *gutem versus schlechtem Design*.« (Latour 2009a: 362, Herv. i. O.) Designer ziehen sich »den Mantel der Moral an« (ebd.). Diese »dem Design inhärente normative Dimension« (ebd.) hat damit zu tun, dass es sich bei Designgegenständen – darunter auch Städte und öffentliche Räume – nicht mehr um modernistische Objekte im Sinne neutraler Tatsachen handelt, die der modernen Metaphysik zufolge weder gute noch schlechte Eigenschaften haben konnten. Im Designobjekt löst sich die »Tatsache/Wert-Unterscheidung« (ebd.) auf: Der Modernismus entrückt seine Objekte normativen Urteilen, die Nichtmoderne führt sie über den Design-Begriff wieder ein. Der öffentliche Raum – als *designte*, artifizielle Atmosphäre – ist also alles andere als grau: Man muss ihm die Farbe zurückgeben, indem man fragt, ob er gelungen oder misslungen, gut oder schlecht *designt* ist.

## 2.6.2 Von *urban networks* zu *networks of urbanity*

Im letzten Abschnitt wurde vorgeschlagen, Urbanität und städtische Öffentlichkeit als Werte zu begreifen, die durch eingerichtete Netzwerke zirkulieren. Latours Behandlung der Institutionen der Moderne wurde also auf das Thema Öffentlichkeit, Urbanität und öffentlicher Stadtraum übertragen: Wenn Latour auf das Bild der regelmäßigen Versorgung mit Wissenschaft oder Recht rekurriert, warum nicht auch von der regelmäßigen Versorgung mit Urbanität oder Öffentlichkeit sprechen? Das Stadtleben wird zum Stoff, der durch Straßen, Plätze und Parks zirkuliert wie das Gas durch das Gasrohr. Wie auch der Endnutzer über die Steckdose Anschluss an ein Netz und Zugang zu Strom hat, so hat der Stadtbewohner ganz buchstäblich Zutritt zum öffentlichen Stadtraum und damit Anschluss an urbanes Leben. Die Latour'sche Unterscheidung zwischen Netzwerk und Wert kann stadtsoziologisch übersetzt und als Unterscheidung zwischen urbanen Infrastrukturnetzen bzw. *urban networks* und *networks of urbanity* aufgegriffen werden: Straßen, Plätzen und Parks als städtebauliche Infrastrukturelemente des öffentlichen

Raums sind das eingerichtete, ständig zu wartende und reparierende Netzwerk, das öffentliches, urbanes Leben fließen lässt.

Dieser Zusammenhang von *urban networks* und *networks of urbanity* wird anhand der klassischen planungswissenschaftlichen Frage deutlich, wie der Stadtraum eingerichtet werden muss, damit »urban vitality« (Jacobs 1992: 149), »vital city life« (ebd.: 212) oder einfach auch nur »urbanity« (ebd.: 211) entstehen und aufrechterhalten werden können. Was hier als *networks of urbanity* bezeichnet wird, sind bei Jacobs »networks of city public life« (ebd.: 165), mit Straßen, Parks und Plätzen als Leitungen, durch die »public life« (ebd.: 119) zirkuliert. Urbanität als ein zu revitalisierender Wert wird auch vom Leitbild der »kompakte[n] Stadt« (Wentz 2000) hochgehalten – ein Leitbild für Stadtplaner, denen »die Rettung der europäischen Stadt am Herzen liegt« (Siebel 2004: 41). Es greift die »altbekannte Formel ›Urbanität durch Dichte‹« (Wentz 2000: 10) auf und meint damit eine dichte Bebauung gepaart mit einer »Überlagerung und Verflechtung der Nutzungen« (ebd.): »Nutzungsmischung und Urbanität« (ebd.: 15) sind untrennbar miteinander verbunden.<sup>97</sup> Über Kompaktheit wird die »Qualität [...] der öffentlichen Räume« (ebd.: 15) in den Plänen festgeschrieben.

Mit diesem letzten Hinweis auf Pläne und damit auf die Instrumente der Stadtplaner ist zugleich angesprochen, dass die Praxis des Städtebauers und Urbanität »Gelingens- oder Mißlingensbedingungen« (Latour 2014: 57) haben wie alle anderen der von Latour behandelten Praxisformen und Wertobjekte auch (vgl. ebd.: 103f.). »[S]uccessful« (Jacobs 1992: 101) sind Straßen, Parks, Plätze und Stadtviertel, wenn in bzw. auf ihnen ein »continuing flow of life and use« (ebd.: 101) oder auch »fluidity of use« (ebd.: 181) herrscht. »[F]ailure« (ebd.: 130) dagegen äußert sich in einem »lack of public street life« (ebd.: 144), in »deadness and monotony« (ebd.: 99). Schlecht geplante, misslungene Stadträume werden zu »barriers or interruptions to the intricate functioning of the city« (ebd.: 101), quasi zu Punkten im Netz, an denen das Gas nicht richtig fließen kann – ein technischer Störfall und damit eine Lücke in der Netzabdeckung (vgl. Latour 2014: 72). Planer und Urban Designer sind hier als eine Art technischer Entörungsdienst gefragt, der durch Re-Design des öffentlichen Raums die kontinuierliche Versorgung mit einer »vitalen Urbanität« (Sieverts 2000: 171, Herv. i. O.) zu gewährleisten hat.

Die Liste der in Städtebau und Stadtplanung verhandelten Wertobjekte kann durchaus noch erweitert werden. Als Kandidat käme etwa auch das öffentliche Interesse bzw. das Allgemeinwohl in Frage, das die öffentliche Hand als Rechtfertigungsgrundlage für ihre Eingriffe in das Eigentumsrecht der Grundbesitzer anführt. Der Zusammenhang von Werten und Städtebau wird zudem ausführlich von Gerd Albers (1989) und Kevin

97 Die Entflechtung der Nutzung führt wie erläutert dazu, dass öffentliche Räume weniger genutzt werden: ein Fehler der »modernen Planung« (Siedler 1978a: 9), auf den die »gespenstische Menschenleere« der »neue[n] Wohnstädte« zurückgeführt wird (ebd.: 10). Das »geschäftige[] und nervöse[] Menschengewimmel« sei in der Nachkriegszeit »mit der künstlichen Stadt des Planungsbeamten [...] zu Ende gegangen« (ebd.) und »Simmel« (ebd.: 11) in den Siedlungen der modernen Städteplanung nicht mehr denkbar (vgl. ebd.). Ausdrücke wie »Platzkonzert« (ebd.: 9, Herv. i. O.) verweisen in diesem Zusammenhang nicht auf ein in künstlerischer Hinsicht gelungenes Werk, sondern auf die Aufladung des Platzes mit Urbanität (und das heißt vor allem: mit vielen Stadtmenschen).

Lynch (1981) untersucht. Ganz im Sinne des Gebots, den Kühen ihre Farbe wiederzugeben, plädiert Lynch für eine Ergänzung der Planungstheorie um eine normative Dimension (vgl. Lynch 1981: 1f., 37ff.), die nicht allein (unter eher technischen Gesichtspunkten) nach der Funktion der *city form*, sondern auch nach der »Good City Form« (ebd., im Titel) fragt. Die Aufmerksamkeit der Städtebauer dürfe nicht nur auf das »how a city works« (ebd.: 2) gerichtet sein, sondern müsse sich ebenfalls die Frage stellen: »What makes a good city?« (Ebd.: 1) Planer sollten ihre Entscheidungen an »norms about good and bad« und »values« (ebd.) ausrichten. Dabei führt Lynch zunächst eine Reihe von Werten an, die als Ziele städtebaulichen Maßnahmen zugrunde liegen und die mehr oder weniger direkt mit der physischen Gestalt der Stadt zusammenhängen: beispielsweise die Versorgung mit Wohnraum oder die Förderung von Diversität oder sozialer Integration (vgl. ebd.: 54f.). Über diese Aufzählung an »human values« (ebd.: 1) hinaus bietet Lynch aber auch eine Liste von »city values« (ebd.: 5) an: Qualitäten des Raums, die – je nachdem, ob es sich um gutes oder schlechtes »city design« (ebd.: 152) handelt – dem gebauten Raum entweder anhaften oder fehlen, deren Passage also entweder gelingt oder misslingt. Lynch identifiziert fünf solcher Qualitäten, die eine »Good City Form« ausmachen: »Vitality« (ebd.: 121ff.), »Sense« (ebd.: 131ff.), »Fit« (151ff.), »Access« (ebd.: 187ff.) und »Control« (ebd.: 205ff.). Gemeint ist damit respektive die Fähigkeit der Stadtgestalt, das Leben bzw. die Vitalfunktionen der Stadtbewohner zu garantieren; die Lesbarkeit der Stadt und damit die Fähigkeit der Stadtbewohner, sich in ihr zu orientieren; das Passungsverhältnis von Stadtraum und Gebrauchs- bzw. Verhaltensweisen der Stadtbewohner; der Zugang zu Räumen, Gütern, Personen, Informationen; schließlich der Grad der Kontrolle, den die Menschen über die Stadträume ausüben können, die sie nutzen oder in denen sie arbeiten und wohnen. Eine Diskussion der Form von Plätzen erfolgt bei Lynch entsprechend auch nicht (oder nicht ausschließlich) unter dem Vorzeichen ihrer ästhetischen oder sonstigen Aufenthaltsqualitäten, sondern im Hinblick auf den Wert der Lesbarkeit der Stadt. Plätze tauchen in seiner Abhandlung über das »Bild der Stadt« (Lynch 1989) als eines der städtebaulichen Elemente auf, die die Einprägsamkeit des städtebaulichen Gefüges erhöhen und dazu beitragen, dass sich die Stadtbewohner über kognitive Karten in ihrer Umgebung zurechtfinden (vgl. ebd.: 60ff.). Einen Stadtplatz in Boston diskutiert Lynch als misslungene Form, weil er »visuell keinerlei Eindruck« (ebd.: 95) hinterlässt (und also nicht einprägsam ist) und weil »[man] über seine Verbindung mit verschiedenen Straßen, die grundlegend ist für seine funktionelle Bedeutung, [...] kaum Bescheid [wußte].« (Ebd.: 95) Vom Standpunkt der Lesbarkeit aus ist die Platzanlage verwirrend und stellt daher keinen Wert dar.

Auch Gerd Albers plädiert dafür, Stadtbaugeschichte als »Untersuchung der Wertsetzungen« (Albers 1989: 10) und »Wertmaßstäbe« (ebd.: 31) zu betreiben. Er extrahiert aus der »Formengeschichte« die »Wertungen und Geisteshaltungen« (ebd.: 9), die der Entwurfs- und Planungstätigkeit mehr oder weniger explizit als Anstoß dienen.<sup>98</sup> Identifiziert werden unterschiedliche (menschliche) »Absichten des Planenden«

98 Albers betreibt Städtebaugeschichte explizit als »Ideengeschichte« (Albers 1989: 9) und unterscheidet sich darin von Latour, der gerade »das Gebiet der Ideengeschichte [verlassen] und [...] von der Welt der Meinungen und Argumentationen zur Welt der Praxis und der Netze über[gehen]« will (Latour 2008a: 31). Städtebaugeschichte würde man mit Latour als Ethnografie der Praxis be-

(ebd.: 9) und Zielsetzungen, die sich in einem Wandel städtebaulicher Leitbilder niederschlagen (vgl. ebd.: 56). Eine Parallele zu Latours Untersuchung über die Werte ergibt sich hier über die Differenzierung politischer, sozialer und sozialpsychologischer sowie wirtschaftlich-technischer und ästhetischer Ziele (vgl. ebd.: 26, 30f., 34). Ein Berührungspunkt ist auch der Hinweis, dass die »Rangordnung der Werte« (ebd.: 26) historisch variiert: Architekten und Ingenieure beispielsweise machen sich gegenseitig ihre Vorherrschaft streitig (vgl. ebd.: 26) und räumen der von ihnen jeweils vertretenen Wertsetzung Priorität ein – Kunst und Ästhetik im einen, »Wirtschaftlichkeit« (ebd.: 26) im anderen Falle. Auch in der Stadtbaugeschichte scheint sich also das abzuspielen, was Latour generell für die Geschichte der Modernen festhält: »Jedesmal, wenn die Modernen dahin gelangen, einen neuen Kontrast zu extrahieren, haben sie die Tendenz, einen anderen, an dem ihnen ebenso liegt, *abzuschwächen* oder zu *überbetonen*.« (Latour 2014: 366, Herv. i. O.) Die Modi und Werte kreuzen sich nicht nur, sondern machen sich gegenseitig auch ihren Platz streitig – mit »historischen Fluktuationen« (Latour 2014: 115), die dazu führen, dass die jeweiligen Werte oder auch »Kontraste« (ebd.: 82) mal mehr, mal weniger zur Geltung kommen. Mit dem Wandel der Leitvorstellungen und dem Hinzukommen neuer Wert- und Zielsetzungen steigen auch die Anforderungen an den Planer (vgl. Albers 1989: 26, 38f.), der sich damit als Figur gut eignet, um zu illustrieren, »wie akrobatisch es ist, alle Modi gleichzeitig festhalten zu wollen.« (Latour 2014: 366) Der Planer muss sich »um die Aufrechterhaltung aller Kontraste« (ebd.: 394) bzw. Werte zu bemühen – nach dem Motto: Planen für das »*Multiversum*« (ebd.: 393, Herv. i. O.).

### 2.6.3 Die heilige Öffentlichkeit verweltlichen und ausrüsten

Der Unterscheidung zwischen Analysen im Netzwerk-Modus und der Frage nach Werten muss noch eine weitere Nuance hinzugefügt werden: Das Gebot, die (netzwerkartige) Praxis von Experten nachzuvollziehen, geht mit einer Verweltlichung der untersuchten Institution einher, durch die aber der mit der Institution transportierte Wert umso nachdrücklicher gestärkt werden soll. Wie erläutert ist bei Latour der Einblick in die Fabrik wissenschaftlicher Fakten und das Aufdecken all der weltlichen Elemente der Institution dem Wert der Wahrheit nicht abträglich. Die Praktiker müssen Arbeit leisten, doch die mit Arbeit mitunter assoziierte Profanisierung ist gewollt: Latour reiht die Unterscheidung zwischen dem Heiligen und dem Profanen in die Liste derjenigen Dualismen ein, die sich im Zuge der anthropologischen Feldforschung bei den Modernen aufzulösen beginnen (vgl. Latour 2014: 219). Wie im Zusammenhang mit Rationalität bereits ausgeführt, warnt Latour davor, so hochgehaltene Werte wie Wahrheit oder Vernunft »in ein unauslotbares Mysterium zu verwandeln« (ebd.: 133), indem man sie ohne ihre Netzwerke denkt. Man macht aus ihnen damit »ideale Institutionen«, »die ebenso viele Luftschlösser sind« (ebd.: 78). Der Netzwerk-Ansatz nimmt dagegen eine Erdung der Institutionen vor, indem er sie als »ausgerüstet« (ebd.: 133) begreift. Diese

---

treiben, nicht, wie Albers dies macht, als Auswertung städtebaulicher Literatur (vgl. Albers 1989: 9). In dieser Art von Diskursanalyse fehlt »die Materialität der intellektuellen Technologien« (Latour 2013b: 85), die konkrete Handwerkskunst der Praktiker.

Forschungsstrategie soll darauf hinauslaufen, dass die Informanten an dem, was ihnen wirklich heilig ist, umso entschlossener festhalten können, da sie nun mehr als ideale Luftschlösser in der Hand haben. Die Institution wurde verweltlicht und materialisiert – und geht aus diesem Prozess gestärkt hervor: »je konstruierter, desto realer«.

Am Anfang des Kapitels wurde herausgestellt, dass sich damit auch das wertende Vorzeichen ändert, das mit der Rede von der künstlich geschaffenen, fabrizierten Stadt verbunden ist. Der Einblick in die Fabrik der Stadt lässt die Produktion der Stadt entsetzlich weltlich anmuten, aber das muss der Qualität der Stadt keinen Abbruch tun. Die Formel »Fabrik der Stadt« enthält als Desiderat die Erforschung der Produktion öffentlicher Stadträume bzw. städtischer Öffentlichkeit – wobei auch hier die materiellen, profanen Bedeutungsdimensionen von Produktion durchaus gewollt sind. Es gilt, sich der »technischen Ursprünge« der Netz-Metapher zu vergegenwärtigen und die »willkommenen Konnotationen der Schlichtheit, der Technizität, der Materialität und der Kosten« (Latour 2014: 70) in eine Forschungsheuristik zu verwandeln. Die städtische Öffentlichkeit müsste man in ein profan anmutendes Gerüst kleiden, um so einer mysteriösen Entität ein solideres Fundament als den Glauben an eine ideale Substanz zu geben.<sup>99</sup> Oder vielmehr: Die städtische Öffentlichkeit muss verweltlicht und einem Luftschloss seine Ausrüstung und seine Netze wiedergegeben werden. Sich im Netzwerk-Analysemodus dem Thema städtische Öffentlichkeit zu nähern hieße dann beispielsweise, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wer für die Kosten der Pflege einer Grünanlage aufkommt oder wo eine Bushaltestelle genau platziert werden soll. Es hieße, sich mit rechtlichen Lärmschutzbestimmungen auseinandersetzen oder in der Stadtverordnetenversammlung über das Modell von Parkbänken oder Straßenlaternen zu streiten.

Solche Aspekte muten banal und langweilig an im Vergleich zu dem, was man in Anlehnung an Latour als eine allzu grandiose, hagiographische Abhandlung über das Thema öffentlicher Stadtraum bezeichnen kann: Allen voran der Stadtplatz wird gerne zur altherwürdigen Institution des Forums oder der Agora hochstilisiert, auf der Freiheit ausgeübt und Demokratie gelebt wird. Die Modernen scheinen – wie auch in Bezug auf andere Wertobjekte – die Tendenz zu haben, die öffentliche Sphäre zu sakralisieren. Sie zu verweltlichen heißt, die materiellen Vermittlungsketten auszuweisen, an die städtische Öffentlichkeit gebunden bleibt. Damit setzt der Netzwerkansatz einen Kontrapunkt zu verklärenden Erzählungen über städtische Öffentlichkeit. Kulturpessimistische und verfallstheoretische Argumentationen wären daraufhin zu befragen, ob hier nicht von Öffentlichkeit als einer Art Substanz oder transzendente Institution ausgegangen wird, die gleichsam als platonische Essenz unabhängig von den einrichtenden Netzwerken und der Arbeit an ihrer Instauration existiert. Wie in der Diskussion um die europäische Stadt gezeigt wurde, hängt so mancher Stadtsoziologe

99 Latour macht den Unterschied zwischen einem Ideal ohne Netzwerk und einer ausgerüsteten Entität begrifflich deutlich, indem er nicht mehr von »Substanz«, sondern von »Subsistenz« (Latour 2014: 173) spricht: Die Wesen existieren nicht (substanzphilosophisch gesprochen), sondern subsistieren, indem sie über Diskontinuitäten hinweg weitergetragen und aufrechterhalten werden (vgl. ebd. 239f.) – eine riskante Angelegenheit ohne »Grundlagen« (ebd.: 240) oder »Versicherung«, dass die »Kontinuität« im Sein gewährleistet ist (ebd.: 239).

einem »romantischen Stadtideal« (Sieverts 2003: 241) an und geht in seiner Bewertung der Gegenwart von einem »idealisierten Ausgangspunkt« (Selle 2003b: 72) aus, dem die materielle Grundlage fehlt. Die städtische Öffentlichkeit muss man wie auch die anderen Konstrukte der Modernen »entidealisieren« (Latour 2014: 166, Herv. i. O.), um sie aus dem Bereich der Transzendenz in den der »Immanenz« (ebd.)<sup>100</sup> zu holen und so auf eine solidere Basis zu stellen. Denn dauerhafte Existenz kommt bei Latour nicht dem zu, was fest im platonischen Ideenhimmel verankert ist, sondern dem, was durch viel weltliche, banale Arbeit und Mühe »instituiert« (ebd.: 393) oder auch fabriziert worden ist. Öffentlichkeit und Urbanität wären keine Luftschlösser mehr, sondern »von Anfang bis Ende empirisch zuweisbar und beschreibbar« (ebd.: 133).

In der Programmformel Fabrikation der Stadt ist damit eine Stadtethnografie angelegt, die Folgendes leisten will: »die Praktiken durch die Netzwerke zu beschreiben [...], wobei sie [die Ethnografin, J. W.] den Werten ihrer Informanten treu bleibt« (Latour 2014: 90). Damit würde, wie von Selle gefordert, die Analyse öffentlicher Stadträume auf eine empirische Grundlage gestellt werden (vgl. Selle 2003b: 76), ohne dabei auf normative Maßstäbe verzichten zu müssen, die angeben, was »einen schönen, guten [...] öffentlichen Raum« (ebd.) ausmacht. Dass die Stadt artifiziell, fabriziert, künstlich geschaffen ist, wäre dann nicht mehr per se ein Ausweis ihrer mangelnden Qualität. Die Frage lautet vielmehr: Gut oder schlecht fabriziert?

100 Die Unterscheidung zwischen Transzendenz und Immanenz zieht sich genauso wie die zwischen Substanz und Subsistenz als Leitmotiv durch »Existenzweisen« (vgl. z. B. Latour 2014: 162, 240). Man muss immer die Immanenz einer Institution (oder auch: ihr Subsistieren) herausstellen: Im Falle von Wissenschaft und Recht beispielsweise ist die Strategie, »hinter [den] beiden Transendenzen« (Latour 2016b: 223) Wahrheit und Recht »die bescheidene Immanenz des Laboratoriums und des Gerichtshofs aufzudecken« (ebd.: 223f.). Das Recht bildet kein transzendentes Prinzip, sondern »liegt [...] im Schreiben und in der Archivierung, in regelmäßig geführten Gesprächen, im sorgfältigen Mästen von Akten« (ebd.: 87) begründet.

